

Sächsische Zeitung

Landeszeitung für die Provinz Sachsen

Jahrgang 213 für Anhalt und Thüringen. 1920 Nr. 307



Bezugspreis: für hieran am auswärtsigen Bezugs monatlich Mk. 1,60, vierteljährlich Mk. 2,20 für Bonn, durch die Post bezogen monatlich postal. Zeitungs.
Geldwechsel: Halle-Saale: Leipziger Straße 61/62, General Postoffice 7801.
 Chemnitz von 1 Uhr an Reichenstraße 56/57 und 56/10. — Postfach: Leipzig 20132.

Zum Abbau der Ausfuhrabgaben

Von Dr. Reichert-Berlin,
Mitglied des Reichstages.

Die früheren Ausfuhrabgaben dienten vor allem fiskalischen, dann aber auch wirtschaftlichen Zwecken. Man wollte dem Fiskus hohe Einnahmen zuführen und ferner vermeiden, daß durch eine regellose Ausfuhr der heimischen Wirtschaft wertvolle Rohstoffe und Lebensmittel verloren gehen. Die Ausfuhrabgaben sollten der Ausfuhr ein Hindernis sein, damit nicht dieses durch die Ausfuhrerhöhungen, die die Ausfuhrerhöhungen verhindern, während reichlich vorhandene Erzeugnisse durch die Bewilligung von Ausfuhrerlaubnissen ausgeführt werden können. Wenn neben den Ausfuhrerhöhungen gegenwärtig auch Ausfuhrabgaben bestehen, so hat das seine besondere Bedeutung. Im vorigen Jahre gab es nämlich eine Zeit, in der unsere Inlandspreise noch verhältnismäßig niedrig waren, aber im Ausland, namentlich bei der hohen Valuta, ganz erheblich höhere Preise zu erzielen waren. Der Abstand zwischen dem In- und Ausland wuchs mit der Beförderung der ausländischen und mit der Verschlechterung der inländischen Valuta. Bald konnte man beobachten, daß fast sehr teure deutsche Waren im neutralen und fremden Ausland zu einem Erlös verkauft wurden, der vielfach um 100 Prozent und in manchen Fällen noch höher über den Inlandspreis stand. Allein es war für die deutsche Volkswirtschaft zu bedauern, daß diese Unmöglichkeit nicht von allen deutschen Ausfuhrernehmern ausgenutzt worden ist. Viele gingen mit ihren Preisen weiter hinter den erzielbaren Erlös zurück und viele verkauften ihre Waren nach dem Auslande kaum teurer als im Inlande. Die Regierung hatte nämlich die im Kriege eingeführte Ausfuhrregelung erheblich gelockert und damit bei gewissen Waren der Verschlechterung die Wege gebahnt.

Das war die Zeit, da das ausländische Kapital durch seine übermächtige Valuta gestärkt, an die Ausfuhrerhöhung Deutschlands denken konnte, und wo der „Ausfuhrerhöhung“ Deutschlands immer schwächeren Grenzen annahm. Demnach wurde in der Öffentlichkeit der Gedanke erörtert, durch Ausfuhrabgaben die Ausfuhrerhöhung zu bekämpfen, daß die Ausfuhrerhöhung hinter den Auslandspreis nicht mehr zurückbleibe. Ein nach dem Wert berechneter Zuschlagssoll sollte den Unterschied zwischen den niedrigen In- und den hohen Auslandspreisen ausgleichen. Die Erträge hieraus sollten dem Fiskus zufließen.

In meiner Schrift „Wettung um die Valuta-Not“ (Zeitungen-Verlag: Berlin-Zehlendorf-West) habe ich im vorigen November vor solchen Experimenten gewarnt. Ich habe darauf hingewiesen, daß die Beweglichkeit der Valuta sowie der In- und Auslandspreise feste Ausfuhrabgaben, auch wenn sie nach Prozenten bemessen wären, nicht übertragen könnten. Vor allem ist es bei langfristigen Aufwänden z. B. für die Forderung von Maschinen und Waren, nicht möglich, die Preise mit Abgaben zu belasten. Da diese Vorkäufen erst viele Monate nach Bestellung möglich seien, in der Zwischenzeit sich die Marktlage aber sehr leicht verziehen könnte, ferner lagte ich die Klänge voraus, die sich zwischen den Ausfuhrernehmern und deren Organisationen und dem Fiskus wegen der Höhe der Abgabe erheben würde. Ich schlug damals andere Wege vor, die Verleubarung deutscher Waren zu vermeiden. Ich kämpfte nämlich gegen die künstliche Niedrighaltung der Inlandspreise für industrielle Erzeugnisse und brach eine Vange für die Überhöhung der Preisbildung an die industriellen Förderverbände zum Zwecke der Selbsthilfe. Ich empfahl den Zusammenfluß der Ausfuhrernehmer, um eine Einheitsfront in der Preisbildung gegen die ausländischen Abnehmer herzustellen, wie sie sich in den Eisen- und Stahlindustrie schon seit Jahren beobachtet hat. Ich rief ferner zu einem Ausbau der Ausfuhrregelung, an der die Förderverbände stärksten Anteil nehmen sollten.

Meine Vorschläge, die ich auf Grund langjähriger Erfahrung als Leiter der früheren Zentralstelle, der jetzigen Außenhandelsstelle für Eisen- und Stahlzeugnisse gemacht habe, sind zum großen Teil verwirklicht worden. Allein meine Warnung vor Einführung der Ausfuhrabgabe hat nicht viel genutzt. In der Regierung dachte man im Herbst vorigen Jahres allen Ernstes an Ausfuhrabgaben, die den Unterschied zwischen dem In- und Auslandspreis auszugleichen sollten, oder gar teilsweise auch des Reichsfinanzen zufließen sollten. Dabei wurden Sätze von 25, 30, ja 40 Prozent des Ausfuhrpreises genannt.

Ungeachtet dieser ungeheuren Gefahr für die Ausfuhr haben sich die in der „Arbeitsgemeinschaft“ mit industriellen und gewerblichen Arbeitnehmern vereinten tätigen Arbeiter zu einem Abkommen herbei, in dem wohl die Bewilligung der Arbeitergruppe zur Leistung einer Ausfuhrabgabe ausgeprochen wurde, jedoch mit Rücksicht auf die Beweglichkeit der Valuta und der Preise und mit Rücksicht auf die notwendige Erhaltung der Ausfuhr von Abgaben, die nicht mehr als 5-6 Prozent die Waren betreffen. Ferner war die Bestimmung, daß die Erträge aus dieser Abgabe den Empfänger der sozialer Renten zufließen sollten, die durch die Preissteigerung infolge der Valutaüberhöhung am meisten

Die ersten Folgen von Spa

Die Abreise von Spa

Die meisten Delegationen sind bereits abgereist oder bereiten sich zur Abreise im Laufe des heutigen Tages vor. Die englische Delegation und Presse haben um 9 Uhr Spa verlassen. Lord George hielt vorher eine längere Ansprache an die Pressevertreter. Die Franzosen führen um 11 Uhr im Sonderzug nach Paris. Ein Teil der Italiener schloß sich ihnen an. Graf Spada wird am Abend Spa verlassen. Die aufgeregte Stadt Spa macht einen tot und verlassen Eindruck. Die deutsche Delegation verläßt heute nachmittags Spa mit Sonderzug. Sie wird am Sonntag vormittags in Berlin eintreffen.

Reichsanwalt Fehrenschuß hat heute vormittags 5 Uhr Spa im Automobil verlassen, um nach Köln zu fahren, von wo er nach Berlin weiterreisen wird.

Rücktrittsabsichten Simons?

Schon während der Verhandlungen von Spa hat der Minister des Reichens, Dr. Simons, sich mit Rücktrittsabsichten getragen. Es scheint, daß eine latente Krise im Außenministerium auch jetzt noch fortbesteht.

In Rheinland-Westfalen werden nächsten Montag große Kundgebungen stattfinden, an denen sich die Handelskammern beteiligen, um gegen Spa zu protestieren. Die Bergarbeiter im Ruhrgebiet werden sich zum Donnerstag auf der Rheinbrücke Stellung nehmen, die Arbeiterschaft zu erhöhen, um den Verpflichtungen von Spa nachzukommen.

Der Vorsitzende des wirtschaftspolitischen Ausschusses des Reichsministerkabinetts, Kraemer, hat von Spa aus den Ausschuss des Reichsministerkabinetts für Donnerstag zu einer Sitzung einberufen. In dieser Sitzung wird Minister Simons über die Verhandlungen in Spa Bericht erstatten. Auf diese Weise wird es möglich sein, die wichtigsten wirtschaftlichen Fragen, um die es sich hier gehandelt hat, vor einer zuständigen Versammlung von Sachverständigen zu erörtern. Die Stellungnahme des Reichsministerkabinetts wird nicht leicht sein, weil es nicht ausgeschlossen erscheint, daß die Konferenz von Spa nach innerpolitischen Folgen gelitten wird, bei denen namentlich die Deutsche Volkspartei oder auch mindestens einzelne ihrer hervorragenden Mitglieder eine Rolle spielen werden.

Reichstag und Hauptausfluß

Der Reichstag, der nach den bisherigen Absichten erst am 28. Juli wieder zusammentritt sollte, wird nach dem Abschluß der Konferenz von Spa und nach dem Ergebnis, das sie erzielt, wahrscheinlich schon etwas früher wieder einberufen werden. Demnach wird auch der Hauptausfluß, der zwei Tage vor dem Beginn seiner Verhandlungen aufbrechen sollte, sich möglicherweise schon in der nächsten Woche versammeln. Die Abschlüsse darüber sind indessen noch nicht gefestigt, vielmehr erst nach der Rückkehr des Reichstages und der deutschen Delegation aus Spa zu erwarten.

Die der Sonderberichterstattung der League Nations berichtet, hat die Konferenz an den Generalsekretär des Völkerbundes in London folgendes Telegramm gerichtet: In Anbetracht der in London im Februar getroffenen Entscheidung, durch die der Völkerbundrat die internationale Finanzkonferenz nach Brüssel einberufen hat und unter Berücksichtigung der Tatsache, daß die genannte Konferenz nicht alle nötigen Voraussetzungen besitzt, um zu dem Ergebnis zu gelangen, zu dem sie einberufen ist, beantragt die Konferenz von Spa den Völkerbund, die Berufung zu der genannten Konferenz auf ein Datum nach dem 15. September zu vertagen.

Der Oberste Rat regelte gestern die Verteilung der österreichischen ungarischen, bulgarischen und türkischen Entschädigung und unterzeichnete die endgültige Fassung des Gesamtabkommens.

zu leiden hatten. Infolge dieser Vereinbarung ist in die Regierungs-Vermordung über die Außenhandels-Kontrolle vom 20. Dezember 1919 im Paragraphen 6 folgende Bestimmung aufgenommen:

„Bei der Ausfuhrbewilligung ist zugunsten der Reichs- und der Provinzial-Verwaltung zu berücksichtigen, daß die Ausfuhrerhöhung die Förderung sozialer Aufgaben vermindert werden.“

Diese Abgabe sollte also erstens dem Valutagewinn, d. h. dem Ertragsgewinn der Ausfuhr treffen, soweit die Waren zu erheblich höheren als den Inlandspreisen verkauft wurden, zweitens sollte der Ausfuhrerhöhung aber auch darin beruhen, daß überall dort, wo billiger als zu den erzielbaren Inlandspreisen verkauft wurde, künstlich eine Verteuerung geschaffen wird, damit diese Verschlechterung von Ausfuhrwerten aufhöre. In beiden Fällen bezog sich die Abgabe auf

Anzeigenpreis: Die Spalte 33 mm breit im-m-Drucke 60 G., die Spalte 30 mm breit im-m-Drucke 80 G., wobei nach dem Text, drucklos 100 G. beträgt.
Geldwechsel: Berlin: Bernburger Str. 30, General Postoffice 7801.
 Chemnitz: Leipziger Straße 61/62, General Postoffice 7801.

Die ersten Folgen von Spa

In einer Unterredung erklärte der rumänische Finanzminister, die einzig interessierende Frage müßte die Beilegung der seitens Deutschlands zu zahlenden Entschädigung sein. Es sei unmöglich, sich mit 1 Prozent zu begnügen. Die rumänische Gesamtschuld betrafe sich auf 30 Milliarden in Gold.

Nach Blättermeldungen macht der Abtransport der deutschen Kohlen in Belgien und Frankreich bereits Schwierigkeiten wegen des Wagenmangels der Eisenbahnen.

Verzweigungsmaßnahmen der Polen?

Eine Pariser Meldung besagt, die polnische Regierung bereite sich zur Klärung der Beziehungen mit dem polnischen Kabinett habe demissioniert. Über dem ganzen Lande ist der Streikergewalt verhängt worden. Der Rat für die Landesverteidigung habe diktorische Vollmacht erhalten. In Litauen habe sich ein neues Ministerium gebildet, an dessen Spitze der Volkssozialist Krutinis stehe.

Wien geben diese Nachricht mit allem Vorbehalt wieder.

„Evening News“ veröffentlicht ein aus Brüssel eingetroffenes Telegramm, wonach der nationale Vereinigungskomitee von Polen beschließen hat, Lord George von Salisbury betreffend den Waffenstillstand als ersten Schritt eines Friedensschlusses anzunehmen.

Die polnische Generaldirektion meldet: Am nächsten Mittwoch haben die Bolschewisten Smolensk und Opatow besetzt. Der Kampf dauert an. Die polnische Armee auf Jag werden fortgesetzt. In der Gegend von Dubno greift der Feind unumhörlich an.

Die Friedensdelegationen aus Moskau sind hier eingetroffen. Die Hauptpunkte des Vertrages sind: Beibehaltung der Anerkennung der litauischen Unabhängigkeit, Anerkennung der Hauptstadt Wilna und der Städte Grodno, Minsk, Swensiana, Auszahlung von 3 Millionen Rubel in Gold, Zahlung von 100.000 Quadratmeter des Waldes in Rußland, sofortige Freilassung der Gefangenen und Flüchtlinge. Die litauischen Truppen sind in Wilna eingetroffen und von der Bevölkerung mit großer Begeisterung in Empfang genommen. Dann folgte russische Abreise. Der Führer erklärte in einer Ansprache, daß die Russen nicht lange in Wilna bleiben werden.

Die „Berliner Tage“ haben als Motto meldet, verpflichten sich die Bolschewisten in dem zwischen Litauen und Sowjetrußland abgeschlossenen Friedensvertrag, den Litauern eine Entschädigung von zusammen 3 Millionen Rubel in Gold zu bezahlen. Zwei Mitglieder der litauischen Friedensdelegation bleiben verbleibend in Moskau, um die Heimleitung der litauischen Flüchtlinge zu regeln.

Die „Times“ meldet, ist die englische Regierung mit dem Vorschlag der Sowjetregierung, die Beziehungen zwischen Rußland und den Nachbarstaaten in West-Europa abzuhalten, nicht einverstanden. „Evening News“ veröffentlicht ein aus Warschau eingetroffenes Telegramm, wonach der nationale Vereinigungskomitee von Polen beschließen hat, Lord Georges Vorschläge betreffend den Waffenstillstand als ersten Schritt eines Friedensschlusses anzunehmen.

Die Bolschewisten weigern sich

Das Reutersbüro berichtet aus London: Die hier einlaufenden Nachrichten besagen, daß die Bolschewisten sich weigern, die Sowjetregierung gegen Polen abzugeben. Die „Chicago Tribune“ meldet aus Paris: Die Sowjettruppen stoßen gegen die nordliche Flanke der polnischen Front über Wilna vor, um einen Durchbruch zu erzielen, der sie mit den Unabhängigen und Kommunisten im Osten in Verbindung bringen soll. Nur noch 160 Kilometer sind die russischen Bolschewistischen Truppen von der ostpreussischen Grenze entfernt.

Die Spannung zwischen dem höheren Auslande und den niedrigeren Inlandspreisen. Aber in keinem Fall vor daran gedacht, den Ausfuhrerhöhung zum Ausfuhrerhöhung zu machen.

Während früher kein Zolltarif ohne eingehende Befragung der beteiligten Wirtschaftskreise und Behörden zustande gekommen ist, haben sich die ehemaligen Reichswirtschaftsminister und Reichsfinanzminister in dieser überaus einschneidenden Maßnahme auf die Beratung ihrer Beamten beschränkt und es trotz der so häufigen Betonung der „Selbstverwaltung“ von Handel und Industrie unterlassen, die Organisationen der Außenhandelsstellen und Handelskammern sowie der Fachverbände aus Befragung heranzuziehen. So ist die demokratische Regierung in einer Weise verfahren, die an den alt-liberalen Absolutismus erinnert. (Ein zweiter Artikel folgt.)

13.-12
23.-15
28.-20
21
18
120
145
265
16
38
75

mit
en
ge
145
265
16
38
75

13.-12
23.-15
28.-20
21
18
120
145
265
16
38
75

mit
en
ge
145
265
16
38
75

Halle und Umgebung

Dalle. 18. Juli.

unser Stadttheater-Orchester

Im dem Verhältnis unseres Theaterorchesters zur Stadt hat während der letzten Tage in aller Stille eine durchgreifende Umänderung stattgefunden, die nach der künstlerischen und wirtschaftlichen Seite bedeutende Wirkungen zeitigen wird. Der Musikdirektor hat nämlich anerkannt, daß alle Musiker des Theaterorchesters hiesige Angehörige sind. Eingebessenen wird schon die Theaterdirektorenversammlung am Montag darüber zu berichten haben, ob diese Musiker in die neue Besoldungsform, die der Magistrat in der Besoldungsliste festsetzt, einbezogen werden sollen. Die Besoldung in der Besoldungsliste ist ein wenig höher, als die Besoldung in der Besoldungsliste. Man wird nicht bezweifeln können, daß diese Besoldung eine unbillig wäre. Wird doch heute von einem Theatermusiker eine umfassende gründliche Vorbildung verlangt. Für die solche großen Erfolge erlangen können, um die Kenntnisse und Fertigkeiten zu erwerben, die nötig sind für jeden, der im Orchester mitwirken will. Mehrere Jahre praktischer Ausbildung sind jener nötig, damit sich der junge Musikantwärtler zu einem selbständigen, gewandten und fassbaren Orchestermitglied entwickeln kann. Das technische Können und die geistigen Fähigkeiten, die ein Musiker besitzen muß, werden durch die Besoldung nicht gefördert. Selbst eine Art von Musikschulung, die ein Orchestermitglied nicht erlangt. Denn, um seine Ausbildung zu erlangen, muß er sich, wie ich im Verein mit mehreren Kollegen, den schweren Bedingungen eines Probejahres unterziehen. In gewisser Hinsicht oder dieser Umstände wird die Theaterdirektorenversammlung den hiesigen Theatermusikern ein gewisses Maß an der hiesigen Besoldungsordnung nicht verweigern können.

Die vollständige Wirkung eines solchen Beschlusses würde sich nicht sofort zeigen. Die hiesigen Besoldungen des Theaterorchesters sind nicht höher, als die Besoldungen der Oper und Singspiele zu entnehmen, was, sehr zu bedauern ist, nicht zu vermeiden ist. Sie werden sich nicht sofort zeigen, sondern erst nach einiger Zeit. Die hiesigen Besoldungen sind nicht höher, als die Besoldungen der Oper und Singspiele zu entnehmen, was, sehr zu bedauern ist, nicht zu vermeiden ist. Sie werden sich nicht sofort zeigen, sondern erst nach einiger Zeit.

Diese Neuregelung aller Verhältnisse wird den Stadtverordneten am 10. Juli vorliegen werden, wenn sie sich vor Augen halten, daß die Besoldung der Theatermusikanten durch die Erhöhung eines jeden Besoldungsgrades gefördert wird. Was jedoch nicht zu verwechseln ist mit der Oper, welche kaum, das eine hiesige hiesige Besoldung ist nicht höher, als die Besoldungen der Oper und Singspiele zu entnehmen, was, sehr zu bedauern ist, nicht zu vermeiden ist. Sie werden sich nicht sofort zeigen, sondern erst nach einiger Zeit.

Bei einer solchen Neuordnung der Dinge würde sich selbstverständlich die Stellung, die das Orchester dem Theater gegenüber einnimmt, von Grund aus ändern. In die musikalische Welt, die sich unter Ansehen und Achtung bewegt hat, würde eine gewaltige Welle geschlagen, welche die gute Bewertung der Operntorstellungen hier und da erhöhen würde. Diese kleinen Schönheitsfehler können jedoch kaum in Betracht kommen gegenüber den großen und eine große musikalische Zukunft verheißenden Vorteilen, die die Umwandlung des Theaterorchesters in eine hiesige Orchesterkapelle mit sich bringen würde.

Bei der Beratung dieses Gegenstandes werden die Stadtverordneten nicht bezweifeln dürfen, daß ein hiesiges Orchester ein zu erwerbendes Mittelwesen ist, und daß für seine Existenz ein gewisses Maß an Unterstützung nötig ist, als wenn es ein Theater eingegliedert bliebe.

Meine Obedienz für den hiesigen Theaterorchester wird sich nicht sofort zeigen, sondern erst nach einiger Zeit. Die hiesigen Besoldungen sind nicht höher, als die Besoldungen der Oper und Singspiele zu entnehmen, was, sehr zu bedauern ist, nicht zu vermeiden ist. Sie werden sich nicht sofort zeigen, sondern erst nach einiger Zeit.

Prof. Dr. W. Kaiser.

Vortragskalender der D. N. V. P.

- Montag, den 22. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Dienstag, den 23. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Mittwoch, den 24. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Donnerstag, den 25. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Freitag, den 26. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Sonntag, den 27. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Montag, den 28. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Dienstag, den 29. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Mittwoch, den 30. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.
- Donnerstag, den 31. Juli: Abends 8 Uhr: Vortrag: Die Geschichte des deutschen Volkes.

Seit mehreren Jahren die Eisenindustrie bringen sollte, nicht eingezogen. Es hatte sich bereits gezeigt, daß eine große Menge Eisenwaren von dem Reich zu entnehmen, um die letzten Kriegsjahre zu decken. Die Eisenindustrie hat sich bemüht, die Produktion zu steigern, um die Eisenindustrie zu decken. Die Eisenindustrie hat sich bemüht, die Produktion zu steigern, um die Eisenindustrie zu decken.

Was sind Marktpreise?

Das Reichsgericht hat hinsichtlich des Begriffs Marktpreise in seiner Entscheidung vom 28. August 1919 gesagt: Die Marktpreise sind die Preise, die sich auf dem freien Markt bilden. Sie sind die Preise, die sich auf dem freien Markt bilden. Sie sind die Preise, die sich auf dem freien Markt bilden.

Udenbücherei Nachrichten.

Die Udenbücherei hat folgende Bücher erhalten: Die Udenbücherei hat folgende Bücher erhalten: Die Udenbücherei hat folgende Bücher erhalten.

Familien-Nachrichten

Geburt: Von Frau (Sohn). Geburt: Von Frau (Sohn). Geburt: Von Frau (Sohn). Geburt: Von Frau (Sohn). Geburt: Von Frau (Sohn).

N. J. Sportberichte

Der Sport vom Sonntag

Nach längerer Pause ist der Union-Rad Club wieder einmal auf der Grunewaldbahn zu Galle und dort mit einem ansehnlichen Programm aufgetreten. Nach längerer Pause ist der Union-Rad Club wieder einmal auf der Grunewaldbahn zu Galle und dort mit einem ansehnlichen Programm aufgetreten.

Volkswirtschaft

Aus der Möbelindustrie

Es gab eine Zeit in Deutschland, in der die Industrie beruht auf dem Export. Die Möbelindustrie hat sich bemüht, die Produktion zu steigern, um die Möbelindustrie zu decken. Die Möbelindustrie hat sich bemüht, die Produktion zu steigern, um die Möbelindustrie zu decken.

Die Preisbildung am Holzmarkt

In der letzten Holzperiode hat die Holzindustrie einen interessanten Verlauf genommen. In der letzten Holzperiode hat die Holzindustrie einen interessanten Verlauf genommen. In der letzten Holzperiode hat die Holzindustrie einen interessanten Verlauf genommen.

Wirtschaft in Ost- und Westpreußen

Die Wirtschaft in Ost- und Westpreußen hat sich in den letzten Jahren erheblich verbessert. Die Wirtschaft in Ost- und Westpreußen hat sich in den letzten Jahren erheblich verbessert. Die Wirtschaft in Ost- und Westpreußen hat sich in den letzten Jahren erheblich verbessert.

Warum die Preise nicht fallen

In einem Brief des Düsselbacher Kreisvereins betonen die Durchschnittsberichter der Arbeiter im Dezember 1919 2,96 Mark die Stunde, im Januar 1920 3,54 Mark, im Februar 3,52 Mark, im März 4,90 Mark, im April 5,68 Mark, im Mai 1920 6,38 Mark. In einem Brief des Düsselbacher Kreisvereins betonen die Durchschnittsberichter der Arbeiter im Dezember 1919 2,96 Mark die Stunde, im Januar 1920 3,54 Mark, im Februar 3,52 Mark, im März 4,90 Mark, im April 5,68 Mark, im Mai 1920 6,38 Mark.

Friedrich von Logau

Ein deutscher Mahner.

Von Dr. Max Dorn, Halle.

(Nachdruck verboten.)

In der jetzigen Zeit deutscher Not und Verwirrung wird unter Sinn häufiger als zuvor zu solchen Gestalten unserer reichen Vergangenheit hingezogen, die edle Kräfte deutscher Genialität waren, und darum töfchend und hoffnungsvoll auf uns in die trübe Gegenwart herüberleuchteten. Zu denen, die uns durch ihr Wesen noch heute aufzuwecken und aufzurichten vermögen, gehört der schlesische Dichter Friedrich von Logau, er ist freilich keiner von den ganz Großen aus der Geschichte unserer Literatur, und doch einer, der jederzeit etwas zu sagen hat. Nicht so sehr, weil er ein Dichter, sondern weil er ein ganzer Mann war.

Wenn unter unsem Zeitgenossen sich Logau mehr als nur oberflächlich bekannnt? Der eine, sich einseitigen Unterrichts erwerbend, verlehrt ihn wohl mit dem schändlichen Titel eines großen Epigramm-Dichters aus dem dunklen 17. Jahrhundert, ohne kaum einige seiner feinsten Gedichte hervorgehoben zu kennen, die ausgenommen, die das Glück hatten, zu Sprichwörtern zu werden. Ein anderer ist sich vielleicht aus den späteren Epochen deutschen Geisteslebens bewußt, daß einst Keßling der Wiederentdecker und rühmende Bewunderer der Logauischen Muse war, und daß nach Gottfried Keller ein nettesches Logauisches Sprichlein mit einem Lebenswichtigen Rollenstrom umschlingt.

Logau ist ein Schlichter, kommt aus der Provinz, die gerade zum geistigen Leben des 17. Jahrhunderts einen erheblichen Beitrag leistete. Als Broch eines damals weitverbreiteten Gesichts wurde er 1604 auf dem väterlichen Gute Dier-Brod bei Nimpsch geboren, besuchte das Gymnasium zu Brieg, studierte — wir wissen nicht um — Rechtswissenschaft und wurde herzoglicher Rat am Fürstentum zu Brieg, dann zu Liegnitz. Sein erstes Gut wurde 1633 von den Wallensteinern vertrieben und ging nach Beendigung des Dreißigjährigen Krieges abermals in Flammen auf; aber mehr diese Unglücksfälle noch anhaltendes Körperleiden, die seinen künftigen Beruf als Dichters führen oder ihn hindern, von hoher Warte auf das Leben herabzuschauen. 1655 ist er in Liegnitz gestorben, nachdem er ein Jahr vorher die große Sammlung seiner Epigramme und Gedichte, im ganzen über 3500 Nummern, unter verschieden Namen herausgegeben hatte.

Viele seine „Sinngedichte“, allein durch ihre Form ihren Reiz begehrt, enthalten eine solche Fülle von vielfeitiger Lebenserfahrung und eine so gesunde Kritik der damaligen Verhältnisse, daß der Leser von heute nicht weiß, er mehr herzlich klingen will, wie dort mit frohem Bewußtsein das anschauliche Bild einer grobentfalten Kranken Kultur entworfen ist, oder ob er sich mehr darüber freuen will, daß auch hinter dem Spott jeder vielen Verse ein so weiser und reiblicher Charakter steht.

Was aber aus jenen zeitlich so weit zurückliegenden Zeiten gerade zu uns eindringend und lebend spricht, ist die Vaterlandsliebe des Dichters. Solches Nationalgefühl freilich dürfen wir keinesfalls in seinen Versen zu finden suchen. Woher hätte Logau auch nach langen Jahrhunderten der Zusammengehörigkeit und des Patriotismus unter den deutschen Stämmen und Völkern Mut oder Veranlassung dazu nehmen sollen? Aber zu einer Zeit, wo Deutschland allen Völkern Europas als Kampfbild diente und seine eigene Ehre sich habend verselbstlicht, ist es immerhin unter Dichtern, der stärker als die Zeitgenossen den künftigen Fall seines Vaterlandes empfand, der wehmützig und angedankt verfluchte Herrlichkeit und verdorrte Tugenden gedachte und mit selber Mitleid die Entstellung seiner Mutterprose durch Fremdwörter und das „Eindringen schmerzlicher Fremdwörter“ gestiftet. Vieles von dem, was sich damals als Logaus Herzen und Geist brachte, trifft die Zustände im heutigen Deutschland so genau, daß man den fingen Beobachter und weisen Mahner für einen Mitlebenden halten möchte; so „seitgemäht“ ist ein Teil seiner Worte geworden.

Wie eine Klage über den Frieden von Versailles muten uns die Verse über den Westfälischen Frieden an: „Was folket unter Fried? O, wieviel Zeit und Jahre! Was folket unter Fried? O, wieviel graue Haare! Was folket unter Fried? O, wieviel Ströme Blut! Was folket unter Fried? O, wieviel Tönnen Gut!“ Und aus dem Gend unter Logau herauszuweisen erkläre der Stolz, der sich Logau beim Anbruch des Jahres 1649, des ersten friedlichen nach dreißig kriegerischen, entrang:

„Gott, der du hast gegnnet, daß wir zu hohen können Von außen gute Ruh, ach gib sie nun von innen!“ Schon damals begnügten sich Deutschlands Gegner nicht, ihren Feind zu besiegen; ganz den Coraas wollten sie ihn machen, ihn „begraden“, und nach ihm sie mehr zeit müßig, den Körper zu vernarben, daß in ihn neue Weiser nicht etwa wieder fahren!“ Dem groß ist die Deutigkeit der Sieger, und das Grotz heißt:

„Ungehorsam hat vor Zeiten Niemand Deutschland kun befreiten; Unberechtigt wird mit nichten jemand jetzt den Zug verrieten.“

Oder in unserer Zeit des inneren Zwistes kann man teilnahmslos die Verse lesen:

„Die Alten konnten fröhlich klingen Von tapfern deutschen Selbendigen, Die ihre Wäter aufzogen. Wo Gott noch uns je Feinde gabet, Die werden unter Zeit können Behalten, nicht befragen können.“

In den Worten gestellt wird rücksichtsloser Eigennutz;

„Jeder ist dem Vaterlande schuldig alles Gut und Blut; mancher nahm dem Vaterlande lieber alles Blut und Gut.“ Wahrend tritt dagegen als Vorbild brüderlicher Einigkeit das Verhältnis von Hand und Fingern vor uns hin:

„Jeder hilft dem andern ein, Feiner will kein eigen sein.“

Die Volksgenossen, die, auch heute noch vielfach untreu, stets nur nach Neuem trachten, werden getadelt: „Die Deutschen sind nicht männlich mehr, tun Kindern alles nach“

und gewarnt, sich an Worten zu beranlassen, während sie auf Taten verzichten; denn leider hat sich Deutschland gewandelt: „Deutsche Sinnen sind gefallen, deutsche Reden sind geblieben.“

Escheint also, man laß an Worten mehr als Taten sich genügen.“

Aber: „Wo die Sand von nöten ist, schafft man wenig mit der Zunge; Wo das Herze hingehört, da berichtet nichts die Zunge.“

Freilich ist es oft so: „Die Freiheit ist der Strick, damit man Freiheit fängt; je mehr man sie bedrückt, je mehr man ihrer denkt.“

Während doch zu beherzigen ist: „Manches sind geborne Knechte, die nur folgen fremden Sinnen; manches sind geborne Herren, die sich selbst leiten können.“

Und klingt es nicht fast wie ein neuzeitlicher Ausruf, durch Produktion, die wirtschaftliche Not zu heben: „Die Welt ist wie ein Kram, hat Waren ganze Kauter; Dem Arbeit steht sie feil und durch Fleiß zu kaufen!“

Alles in allem, schon diese wenigen Beispiele verbieten, jenen edlen und nachhaften, von Fremdwörtern und Fremdsinn erfüllten Mann eines fernem Jahrhunderts als veraltet gelten zu lassen; in der Liebe zur Heimat und zu einem großen unglücklichen Vaterlande steht er jedenfalls niemandem unter uns nach.

Clara Viebig

Zu ihrem 60. Geburtstag am 17. Juli.

Von Hanns Martin Eifer.

(Nachdruck verboten.)

Bei kaum einer Dichterin findet man die Weisheit des Wortes: „Die Frau feht der Natur näher als der Mann“ so stark bestätigt, wie bei Clara Viebig. Es ist, als habe die Natur sich bei ihr Weibum geschaffen, durch das sie ihr Innerstes bloßzulegen wüßte, nicht um zu bestrafen oder zu bedrücken, sondern um zu erheben, um die Abgewalt des menschlichen Herzens zu entfüllen. Clara Viebig war mit allen Göttern ihres Lebens in der Erde und in den der Erde ausgehender Menschen. Alles, was sich von dieser irdischen Gebundenheit entfernt, findet nicht das gleiche, überzeugende, hinreißende Echo in ihr, das es sich über den Willen zur Kunst zum echten Kunstwerk erhöhe.

Von Anfang an liegt Clara Viebig's Schaffenskreis feht: ihre Natur bekümmert ihn. Es war die Klugheit ihres Lebens, einmüßig nicht über die ihr gestellten Grenzen hinauszutreten. Als sie sich 1898 und 1899 im Drama verlor, erkannte sie bald, daß der schmale, schärfe Erbstoff, die blendende Kristallisation des Lebens nicht ihr Formelwort war.

Sie kam erst spät, eine Liebenunddreißigjährige, zum anhaltenden Schaffen. Mit einem Novellenband, „Den Kindern der Erde“, debütierte sie. Bis dahin völlig unbekannt, fielen ihre Eigenart und Selbständigkeit sofort auf. Man erkannte: eine Natur sprach sich aus. Kein bequemes süßlicher Weib, keine Freude an der naturistischen Technik oder Tendenz trieb diese Frau. Wiber aus der Erde und von ihren Bewohnern zu malen, sondern ihren Notwendigkeit, der Reichtum des Lebens. Die Wiese der schwermütigen Eiseländlichkeit mit ihren Mooren und Mooren hatte sich ihr tief eingedrängt; das Blut ihrer Menschen war mit dem ihren zusammengefloßen; die Stimme der Erde war in ihr laut. Sie blieb in ihrem Mann und wurde ihm Kinderden des Elementaren.

Hiernach murrte Clara Viebig ein, viernial fand sie eine Heimat: ihrer Jugend Bilder sind erfüllt von der blauen Mole und der grauen eintönig-herben Erde, ihrer Mädchenzeit holde Seiterkeit, und strebende Unruh blühte am Weim im lebendigen Däuisdorf, ihrer Reifejahre erstes Erwerben sich Volens weite Ebenen, und ihr Frauenum ward in Berlin zur warmen Mütterlichkeit und Teilnahme an allem Menschlichen. Viernial rief diese gefühlvolle Darstellung ihres Lebens, viernial genau wie sie sich eine neue Welt in immer höherem Stadium, aber ihre tiefe Liebe geblühte ihrer Ständebüßerei für und für, aus ihr erwachten drum auch ihre irdischen Dichtungen.

Ihre Außenseit ward stets ihre Innenwelt. Solcher Reichtum äußeren und inneren Lebens bedingte die Reichtbarkeit ihres Schaffens. Fast Jahr um Jahr trat seit 1897 ein Roman oder ein Novellenband nach dem andern hervor. Sie reifte nach dem noch etwas fonnentempehlichen Bänden „Die Feindin“ (1897), „Die Letzten des Lebens“ (1898), „Der Traum und der Traum“ (1899) zur Einsicht in ihre Aufgabe: der Roman „Es lebte die Kunst“ (1899) brachte das Selbstbewußtsein eigener Entwicklung zur Selbständigkeit; seitdem mußte sie, daß der Heimat, dem Volke ihre Kraft gehören mußte. Das „Reiderdorf“ (1900), ihr erstes bedeutendes Werk, brachte ihr den ersten größeren Erfolg. Mit monumentaler Macht rief sie einen Stoff an, dessen Formung sich lohnte: ein von Wätern vererbte belafenes Grotzort, in dessen Weiräume ein Mann zurückließ. Fortan blieb Clara Viebig nun in ihrem Stoffreize: sie wechselte zwischen Erde, Polen, Rheinland, Berlin hin und her, überall mit tellerer Prägnanz und Größe des Leben

des Volkes schäuernd. Im „Täglichen Brot“ (1902) laßt sie eine Frau, Kammerfräulein auf, damit ein vorbildliches Weib schreibend: „Ich habe verurteilt, liebevoll allen weiblichen Empfindungen nachzugehen, die feinen Ausdruck finden bei jenen armen Stämmen, jenen Weibern, denen für einen anderen Gedanken nicht Ruhe bleibt, kaum einmal Zeit zu einer anderen Sorge als der — uns tägliche Brot... Ich möchte sagen, wie schwer das „Dienen“ überhaupt ist, wie verantwortlich aber auch das „Stäbchenentfalten“. Ein sich menschlich Abzehrten ist nötig, um die Kunst zu verleben, die tief tiefer denn je amüßen Dienen- und Behütendwerden kauft. Vor allem aber möchte ich zum Ausdruck bringen, wie traurig das Leben im Grunde ist, in dem sich geistige und leibliche Armut paaren, und wie notwendig es für uns ist, alles zu verstehen und vieles zu vergeßen.“ In ihrem folgenden Roman „Wacht an Rhein“ forschte sie nach Gründen der Konflikte und nach den Zusammenhängen des rheinländischen und preussischen Lebens, nachdem sie zuvor (1901) in der Romanbandlung „Wolken und Regen“ keine Stimmungsbilder aus dem religiösen Volksleben gezeichnet. Im „Wälderbanne“ (1903) gab sie im Rahmen eines wirtschaftlichen Zusammenbruchs ein prächtiges Porträt eines robusten Eiselbauern, eines Dichters seines Naturells. Im „Schlafenden Heer“ (1904) offenbarte sie den schweren Kampf des Deutlichums gegen das romantische, von den Alerfallen geführte Potentum. In den „Wäldern“ (1905) entbüllte sie die Triebräfte, die in den Eiselweibern wühlen. In einer „Mutter Erde“ (1906), einem nicht ganz gelungenen Werke, lag es ihr an, die geheimen Beziehungen zwischen Abtammung, Ererbung und Erziehung zu untersuchen. Die Gewalt der sinnlichen Leidenschaft einer in eine unglückliche Ehe gezwungenen Frau rief „Hololet“ (1907) hervor: Der ewige Hololet zwischen Aufklärung und Erde nach dem „Krieg im Innern“ (1908), einem feinen beobachtenden Werk zu geistigen Weibchen, anfangs unklar, voll objektiver Menschlichkeit hinüber. Der Mittagsfrip uns Brot, die ewige Reimungslosigkeit des Lebens ward in den Novellen „Heilige Eifel!“ (1901) besungen. Die Not all derer, die vor den Toren großer Städte sitzen und erlösen müßen, wie ihre Heimat vom Straßenloch aufgetreten wird, rief der Dichterin 1912 aus Herz: in einem Berliner Roman, der nach demselben führte, „Berliner Bürgertum“, das sich aus dem Volk zur Nation hin entwickelte, ward im historischen, zwischen 1848 und 1866 liegenden Roman „Der Feind“ (1913) seiner Mafsenfeind entbüllt. Die Melodie der Seimteiligkeit klang mit wuchtigen Motiven stets unüberbrückbar bapwischen in den Novellen „Seimart“ (1916), und die ewige Gebundenheit an „eine Sandvoll Erde“, die ewige Sehnsucht danach fand in trügerischer Schicksalsgestaltung des Berliner Wohnungsproblems 1915 dieses Form: „Eine Sandvoll Erde ist's, um die wir ringen, wir müßen uns darum unter Leben lang; eine Sandvoll Erde. Aber fließ, einzig die letzte, sie, die uns deckt, macht uns ganz glücklich — nur sie allein! Und sie gehört uns ganz!“ Das Weltkriegserlebnis schließlich rang der Dichterin den Roman von den „Töchtern der Feindin“ (1917) ab: sein zeitgebendes Werk, sondern eine geistig gültige erhellende Offenbarung der Art, wie Frauen in diesen Jahren den Krieg erliden, verstehen und ertragen werden.

Dreihundertjährige Werte und Clara Viebig sie heute, da sie in ihr lebendes Lebensjohretritt. Sie alle wirken durd aus eine geschlossene Einheit, sie streben nichts auseinander. Sie durchdrang die Stoffe mit ihrem Wesen, mit ihrer Seele, mit ihrem Weibum. Dadurch erobte sie sich über den reinen Naturalismus, über den Schulnaturalismus, dessen Werke heute längst der Vergangenheit anheimfallen. Was war eine Schillerin von Clara Viebig? Die Antwort ist: eine Schillerin von Clara Viebig. Sie konnte keine hohe Metere und keine feine Ironie beifittlichkeit. Sie sah die Wahrheit nicht nur mit dem Verstand, sondern auch mit dem Herzen an; sie schilderte die Welt nicht nach dem Augeneindruck, nach den Grundtaten wissenschaftlicher Zuerlässigkeit, sondern auch nach dem Erleben. Für sie war das feine Geblühte, die nur mit der Vernunft arbeitete. Sie setzte überall die Teilnahme, das Gefühl, das Gemüt mit ins Werk. Sie war überall und stets, bei aller Kraft und Wirklichkeitskraft, bei aller Anerkennung der Lebensraumlichkeiten eine wahrherzige, blutvolle, lebende, verlebende, verzehende Frau. Weil sie selbst so mit reinem Gemüt und unerschöpfener Innerlichkeit in ihren Versen wohnte, darum erhoben sich ihre Verse über den Tag, über die Grenzen des Naturalismus, der heute historisch wird. Stärker als alle Stoffbezügliche Kunst bleibt die menschlichfeierfüllte.

Viele kostliche Bedeutung der Viebig'schen Dichtungen: darum nicht unterschätzt zu werden, aber das Entscheidende ihrer Art liegt doch durd aus dem menschlichen Gebiete. Der Stoff, die Umwelt an sich sind ihr letzten Endes nichts, wenn sie nicht in Beziehung stehen zu bestimmten Menschen. Darauf kommt es ihr an. Niemand wird ihr die Schilderung des Willens wie bei der abstrakten Naturalisten Selbigen, sie läßt alle Umwelt mit hinein, als dadurch das Wesen und Verhalten ihrer Gestalten beinahe, erklärt, verständlich gemacht wird. Sie bernaht meistens die sozialen und feischen Zusammenhänge des Wirklichen und des Menschlichen aufzudecken. Man hat mit Recht die Dichterin in dieser Beziehung neben den großen Schweizer Veremias Gotthelf gestellt: Wie Gotthelf es verstand, das Bauerntum seiner Heimat in der ganzen Weirlichkeit seiner Verurteilungen und Traditionen aufzudecken, so bezieht es Clara Viebig für ihr Volk. Wie Gotthelf ist sie dabei von einer prächtollen Charakteristik, Ehrlichkeit und Offenheit, sie wird wie und nichts empfindlich und hat gegen Gotthelf noch das stärkere Temperament, die lebensdienliche Sinnlichkeit, die andere Wärme voraus, wodurch ihre Romane an We

neigung und Abwechslung gewinnen. Ihre Urwürdigkeit in Empfinden und Denken, ihre Urprünglichkeit in allem Erleben, die Selbstverständlichkeit, mit der sie alles, was das Leben darbietet, hinnimmt, ihr stiller Ernst, ihre Sachlichkeit, ihre Tapferkeit lassen sie nirgends vor der Natur zurückweichen. Sie interessiert nur höchst selten irgendwelcher Sentimentalität, welche Willkürlichkeit, Bereingewonnenheit. Sie bleibt immer da, und dabei immer Weib, immer Natur in prächtiger Frische, Gesundheit, aus dem vollen schöpferischen, „oft frohlockend naiv“, wie Bertold Hummer es hübsch ausgedrückt hat.

Clara Wiebig liegt es nicht, geistig bedeutende Menschen zu gestalten, geistig bedeutende Kreise zu schäufeln, komplizierte Naturen zu analysieren; sie steht dem Menschen nahe, den Bildung, Kultur noch nicht von einem Zusammenhang mit der Natur, mit der Erde, der angestammten Scholle, der Tradition gelöst haben; sie beehrt der ungeborenen Natürlichkeit, wie sie im Kleinfinger, im Handwerker, Arbeiter, Bauern, Voletarier, Schiffer und auch im Landvolk, im Landvirth noch lebendig ist. Wie sie als Frau der Natur noch näher steht, so sucht sie auch all die der Natur näherstehenden Menschen auf. Darum ist auch ihre Frauencharakteristik ihren Männerüberlegungen überlegen. Sie hat in ihren Büchern auch meist Frauenbildnisse zum Hauptthema erhoben; man tut einen tiefen Blick in die Frauenleide, in das Frauenheim. Wiewohl man vielleicht vermundest aufzuheben, besonders da, wo die Dichterin die erotische Sinnwelt der Frau entpflückt. Aber alles Abblenden von Leuten, die gerne vor vielen Dingen die Augen verschließen, kann doch nicht aus der Welt schaffen, daß auch in den Frauen das Mut heiß und leidenschaftlich raucht. Besonders in den Frauen, denen das körperliche Leben noch das einzige Leben bedeutet...

In jedem Leben gibt es mehr trübe und traurige Tage als unter den geistig überkommenen Menschen, die einer sittlichen Ueberzeugung unterliegen. Infolge dessen schüchtern die Dichterin manche bösliche Tat, manche rein animalischen Bewegungen und Verrückungen, manchen Hunger, manche Krankheit, furchterliche, seelische Mängel, Schmutz, Elend, Noth, Rast, Noth, Eifer, Eifer, Nahrung, Krampf, Trübsal, Noth, Noth, Noth, aber ist es nicht merkwürdig, daß der Gelantendruck aller ihrer selbst lebendig erzählten Dichtungen, deren höchste Sprache die Schönheit der Erde ist, einen so nachdenklichen und schmerzhaften Eindruck auf den Leser hinterläßt, ein dummer, ja fast böser, daß ihre Bilder aus dem wirklichen Leben bis auf wenige Ausnahmen schließlich doch erheben und innerlich befreiten?

Das ist die große Mütterlichkeit, die in allem Gesehenen weilt und noch hinter jedem Verbrecher steht, jene allumfassende Liebe und Geduld, die unersättlich an das Gute im Menschen, im Leben glaubt und die auch im Leide noch einen gewissen Reiz zum Leben für den Menschen erblickt. Das ist die Kraft, die alle Menschen aneinander bindet; die Einigkeit von der Ungläubigkeit aller Doleins, die schließlich aus der Unruhe und Unrast der Welt hinausführt in den Frieden der Natur des Hauses, der Liebe des Sohns zum Vater, von den Eltern zu den Kindern, die befreit von der Sehnsucht nach der großen Welt und dort die Schönheit der kleinen, der engen Welt. Die Seele erhebt sich nicht in Clara Wiebig's Dichtungen über alles irdischen Stoffes Kommerz und Elend. Befreit atmet der Mensch auf, fühlt er die Kraft, die alle Menschen in diese Dichterin für ihren Gestaltungen der Seine liebt.

Auch ihr Werk ist getragen von der Bestimmung, die in Klauses „Coronit der Sperlingshaube“ Wort war: „Seid gegrüßt alle ihr Herren bei Tag und bei Nacht, ihr geprüßten, großes, träumendes Vaterland, seid gegrüßt, du meine, enge Gasse, sei gegrüßt, du große, schaffende Gewalt, welche du die ewige Liebe bist!“

Deutschum und Antike

Von Rudolf Sellheim, Halle.

Es war in den Augusttagen 1914, da die Wogen vaterländischer Begeisterung hochgingen, da vielerlei aus ersten Munde in Deutschland an Frau und Reich reicher Geschicklichkeit schon Nationalbewußtsein regte. Dem mochten auch die Deutschen schon früher hin und wieder von glühender Vaterlandsliebe durchdringt sein, der wirkliche Boden, in dem deutsches Nationalbewußtsein erfolgreich Wurzel fassen konnte, war erst mit Bismarck's Reichsgründung geschaffen. Dieses Vaterlands- und Deutschgefühl zu pflegen, zu erhalten und immer von neuem zu wecken, schien auch die deutsche Schule berufen, besonders die sog. höhere Schule, auf der, wie man sagte, die großen Führer der Nation vorzubereiten waren. Man fand aber das neue Deutsche Reich als die commonform privilegierte Form dieser Schule das humanistische Gymnasium vor mit seiner Betonung des lateinischen und griechischen Unterrichtes und seinem Humanitätsideal. Kein Wunder also, daß viele, bisweilen solche, die besonders stark ihr Deutschum herausforderten, gegen diese Schulhaltung Stellung nahmen. Dieser Gedanke lebte denn auch bald nach Ausbruch des großen Schicksals, gerade unter dem Eindruck der gewaltigen kriegerischen Ereignisse der deutschen Heere. Freilich, man vertrat dabei oder sich vielleicht auch demüthigt viel sehr die Lathische in den Hintergrund treten, daß jedes Volk und seine Kultur nicht unabhängig ist von der Vorsehung und deren Leistungen. Ein jedes Kulturvolk ist verknüpft, wie mit seinen Nachbarn, so auch mit denen der Vergangenheit. Keine Kultur ist etwas selbstständiges, sondern je höher eines Volkes Kultur steht, um so mehr hat es Fremdes übernommen und, das sei ausdrücklich hervorgehoben, um so weniger in sich aufgenommen und mit dem Eigenen verarbeitet. Dadurch hat es Anregungen, Weiterungen des eigenen Geisteskreises erhalten, dadurch hat es seine eigene höhere Kultur erreicht. Es erscheint ungeschicklich, derartige Beziehungen abzuwenden oder vor Bekanntheit nur von einem ganz kleinen Kreise, etwa von Fachleuten, pflegen zu lassen. Schon von diesem Gesichtspunkte aus fallen die Angriffe gegen das Gymnasium sehr in sich zusammen, auch eine Anzahl von ihnen, die sich gegen manche Form des Unterrichtes richten, vermissen. Ein Einlenkung lassen sich auf die Dauer die Vormünder aufrecht erhalten, die von Seiten der sog. sozial oder wirtschaftlich weniger begünstigten, meist international gerichteten Kreise erhoben werden. Besonders gern spricht man da das Gymnasium als eine, als die eiderleber Schule an. Mag man einen Vorwurf auch immer wiederholen (wir erinnern hier nur an die Lügenpropaganda unserer Feinde), wahr wird er deshalb doch nicht, wenn die Thatenden dasoeben seigen. Und das tun sie, wie

wohl selbst die Gegner einsehen, wenn sich jetzt auch in der Sozialdemokratie, die sich gern als Fortführerin jener sozialen Schichten aufstellt, Stimmen finden, die das Wesen und die Arbeit des Gymnasiums voll anerkennen. Immerhin geht wohl aus dem Angeführten zur Genüge hervor, daß die Frage „Für und wider das Gymnasium“ keine Frage ist, die etwa nur die Schule oder engere Schicht angeht; nein, es ist eine Frage, die für das gesamte deutsche Volk von Bedeutung ist, gerade in einem Zeitpunkte, da ein über Materialismus wahre Organe feiert und das Verhängnis für geistige, geistliche Zusammenhänge so arg danniederliegt. Und das lehrt doch wohl der Verlauf der Geschichte, daß kein anderes Volk in dem Maße wie das deutsche berufen ist, zu vernünftigen und Beziehungen verschiedener Art zwischen den einzelnen Völkern herzustellen. Dazu gehört aber, daß Deutschland stets für eine größere Anzahi seiner Staatsbürger die Möglichkeit bieten muß, die Wurzeln deutscher Kultur und die Ströme kennen zu lernen, die sie immer wieder befruchtet und gefördert haben, und jederzeit daselbe wieder leisten können wie die Vergangenheit. Dafür gibt es aber einen Weg: in der Kenntnis der Antike. Sie ist nicht nur ein Bildungsmittel, wie man wohl so gern mit einer böstlichen Verwendung angibt, sie ist vielmehr ein Widurwider, der immer wieder erarbeitet und wirksam gemacht werden muß.

Diesen Gedanken in seiner vollen Bedeutung klar zu erfassen und herausgehoben zu haben, ist neben anderer Verdienst von Otto Jannitsch, dem Freiburger Universitätsprofessor und feinsinnigen Altertumswissenschaftler, in seinem Werke: „Das Nachleben der Antike.“ In ihm weist er auf die Nachwirkungen und das Verbleiben der antiken Kultur hin, wie sie auf dem Gebiete der Sprache und Schrift, des Staates und der Religion, der Kunst und Wissenschaft und heute noch in Erziehung und Leben, ist noch vorzüglich ausgedrückte Beispiele, die oft recht deutlich machen, wie eng deutsche Kultur und Antike zusammenhängen. — Das Buch, schließlich glänzend geschrieben, ergeht in der besten Sammlung: „Das Erbe des Altertums“, die sich auch in ihren anderen Heften dieses Nachweises zu führen zur Aufgabe gemacht hat.

Die gute alte Zeit

Von Ernst Jander.

Nach lauren Wochen folgten im Elternhause Sonntags städtische Zusammenkünfte der Verwandten und Freunde. Die Kinder saßen wir auf der Ofenbank und lauchten den Erzählungen der Alten. Gewöhnlich fing das Gespräch über Landvirthschaft und Wetter an und endete mit der Soldatenerinnerung und dem 70er Krieg. Oft kam die Rede auf die „gute alte Zeit“, die niemand ernst haben wollte, nur jeder von den Erzählungen seiner Voreltern kannte.

Eines Tages fragte ich meinen Vater, was das eigentlich sei, die gute alte Zeit, und doch so oft gesprochen würde. Mein Vater, der anno 66 als preußischer 27 er bei Königgrätz gefangen und 1870 Paris mit belagert hatte, begann sich lange, ehe er mir Antwort gab. „Ja, mein Sohn“, meinte er alddann: „Die gute alte Zeit habe ich nicht mehr gekannt. Schön war es, als ich Soldat war; schön, als ich für meinen König ins Feld zog; aber die gute alte Zeit? — nein, die war früher! — Da mußt Du schon den Großvater fragen.“

Eine kleine Bestimmung vom Heimatort in Mansfeldischen am Abhange der Sandberge fand der Großvater in ländlicher Abgeschiedenheit. Wie oft wird mir nicht als Kindes-Sonntagsabend noch Equilibristen der Weg durch moogende Kornfelder gewandert, um den Sonntag beim Großvater zu verleben!

Welch hundertstes Gesicht machte der erste Mann, als ich ihm einmal, nachdem ich ihm kam ein „Griß Gott“ gemüthlich hatte, mit der Frage überfiel, was das wohl sei die gute alte Zeit? Der Großvater sah eine Zeitlang in die Ferne; nur weiß, welche trübseligen Bilder ihm aus der Jugend vorrückten. Dann streifte er meine Wangen und erzählte mir, wie ich seine Wanderfahrten durch alle Gauen uneres deutschen Vaterlandes gedenke, wie vieles Gatte er bei guten Menschen erfahren habe; aber die gute alte Zeit? nein — die mußt Du schon Dhm Wilhelm fragen.

Dhm Wilhelm, ein jüngerer unterbetreteter Bruder des verstorbenen Großvaters, lebte als ehemaliger Gutsinhaber unweit uneres Schloßes auf einem Hofe, welches zum Rittergut seines früheren Dienstherren gehörte. War es denn noch sehr rüstigen, fast sieben achtzigjährigen Junggefallen in seiner Klause so langweilig, so schlag er sein Quartier in unerer Eltern Hause auf, zur Freude von uns Jungen. Dhm Wilhelm war Anno 1818 als Gutsbesitzer in Frankreich gezogen, hatte als Sularen-Kaufmeister noch eine ganze Reihe von Jahren preußische Soldatendienste geleistet, bis er dann wieder zum Beruf der ganzen Familie, zur Landvirthschaft, zurückkehrte.

Nach seinen Erzählungen muß es der blaueigige rote Sutar derzeit vielen Schönen anhaben. Jetzt, wo wohl die blauen Augen in früherer Jugendzeit noch blühten, mo aber der hilde Schmutz und die Angerbrauen schloßweh waren, gedachte er seiner früheren Schönen in vielen Gesprächen — zum Vergern unrerer krenger Mutter.

In Dhm Wilhelm richtete ich, als er wieder bei uns vorbrach, die Frage, die mir der Vater und Großvater nicht beantwortet hatten.

Ich ließ ihn noch heute vor mir stehen, wie er nachdenklich den langen Schmutz durch die Finger gleiten ließ. „Was würde ich drum geben“, fing er alle, stets lustige und redselige Sularenworte, an, „wenn ich nochmals mit Vater Wähler über den Rhein marschieren könnte! Das Frongepensat — die rheinischen Mädchen — der rheinische Wein — das waren Zeiten! — doch die richtige gute alte Zeit, die muß früher gewesen sein, die habe ich nicht erlebt.“

Jahrzehnte sind seitdem verfloßen. Die guten Alten ruhen längst unter dem Noien.

Zuerst verstarb der Großvater. Zufrieden und still, wie er im Leben immer war, legte er sich auf das Sterbepole, ohne zu flagen, obwohl ihm das Sterben nicht leicht

*) Jannitsch, Otto, Das Nachleben der Antike. Leipzig, Dietrichsche Verlagsbuchhandlung m. b. S., gebefert 3,50 M., abunden 5,50 M.

gemacht ward. Sein Glauben und das Sehnen, sein Leben, seine verstorbenen Frau im Jenseits bald wiederzusehen, erleichterten ihm alles, was er aushalten mußte.

Wald folgte ihm Dhm Wilhelm. Krug seines hohen Alters und des kalten Novemberwetters hatte es sich nicht nehmen lassen, einem alten Kriegskamraden von Anno 1818 aus einem Nachbort, das letzte Geleht zu geben. Dhm Wilhelm war einer der letzten aus Breußens großer Zeit. „Was wird Vater Wähler sagen, wenn ich nun endlich ankomme?“ sprach er öfters. „Jung, Du warst doch als Sularimmer der erste und, nach hier oben kommt Du als letzter.“ Vor einigen Jahren trug man auch unrerer guten Vater zur letzten Ruhestätte. Mit ihm schied ein Mann von allem Ehdort und Korn; eine Rekrutensperon, streng, aber gerecht. Ein langer Zug folgte seinem Grabe. Auf seinen ausbrüchlichen Jungblut wurde nicht übers Grab geschrien. „Ward das Vater“, sagte er öfters: „es kommen Zeiten, wo Ihr es nützer gedachtet.“ Ich habe mir unere Schienen draußen gehört. — Die Musik spielte ihm flatt dessen das schöne Soldatenlied: „Ich hat' einen Kameraden“ zum Abschied über das Grab.

Die drei Geschlechter des vorigen Jahrhunderts ruhen im Grabe. Dhm Wilhelm, der geflohen hatte, Breußen aus Schmach und Erniedrigung zu erheben, der Großvater, der in jahrelanger freiblicher Arbeit sein Zeit dazu beizugebracht hatte, daß unser Vaterland stark nach innen und außen wurde, und unrer Vater, der dabei war, unser Breußen groß ward, wie Deutschland vom Erzgießer Bismarck geformt und geoffen wurde.

Die gute alte Zeit wollen alle drei nicht gekannt haben. Alle drei glaubten, diese vor ihrer Zeit suchen zu müssen. Sie wußten nicht, daß sie mitten in ihr lebten. Wenn an uns Ueberlebende von Kindern, Enkeln oder Urenkeln nach Jahren die Frage nach der guten alten Zeit gerichtet wird! — Wir können sie genau beantworten! Wir wissen, was wir von ihr gehabt haben; wir wissen, wann wir sie wieder haben: In den Novembertagen des Jahres 1918 haben wir sie im Grabe getragen.

Die gute alte Zeit, in welcher die Totengräber uneres Virthschaftslebens, die Schieber unbekannt, die Wucherer zur großen Seltenheit gehörten und mit Verdacht angeht wurden, wo noch Arbeiten die Hauptfache und Vergnügen die Nebenache im menschlichen Leben war, wo die Baumgasse der Arbeit die Mühsiggänger, Tagebeide und wie sie sonst heißen mögen, eine verdächtige Ausnahme bildeten.

Die gute alte Zeit, in der Treu und Glauben Worte von Bedeutung waren; in welcher Guter und Streit verbannt waren. Die Zeit, in der Stolz darauf gelegt wurde, der Freund und Nachbar eines anderen genannt zu werden, in der nicht vergessen wurde, was großes für unser Vaterland von großen Männern geleistet ward. Die Zeit, in welcher Namen wie Seydritsch, Constauro, Reipzig, Waterloo, Schönan gefällig waren, in welcher diese Namen mit freudigen Stolz ausgesprochen wurden.

Die gute alte Zeit, in welcher jeder, der des Königs Noth gedachte, stolz auf seine Soldatenehre war. Die Zeit, in der die Gefährten der Soldaten und Kriegsgeliebte sich mit dem schönen, alles gut in sich schließendem Worte „Kamerad“ benannten; die Zeit, in der sich der Kamerad auf den Kameraden unbedingt verlassen konnte. — Die Zeit von Deutschlands Größe, in welcher die Männer, die an dieser Größe mitgearbeitet hatten, vor allem die mit Münden bedachten und an ihrer Gesundheit geschädigten Krieger mit Achtung behandelt wurden. Die Zeit, in der Mut, Ruhm und Ehre noch nicht vergessen waren.

Die Zeit der Disziplin, der Unterordnung des eigenen Willens unter den Willen des Staates, der Behörden, der Vorgesetzten, des Prot- und Lehrern, die Zeit des Gehorsams gegen Lehrer, Eltern und ältere Geschwister. Die Zeit, in welcher die Mühe abgenommen wurde vor einem großen Werke, in der die Lehren erfahrener Männer beobachtet und nicht verachtet wurden.

Die gute alte Zeit, in welcher Recht und Unrecht erkannt wurden, in der die Rüge befehmt war, die fromme Zeit, in welcher der Weg zur Kirche dem Menschen bekannter war als der im Virthschaftsbau.

Die schöne Zeit, in der noch unsere alten Deutschen wieder für durch alle deutschen Rande schallten, die Zeit der Liebe und Noien, des fröhlichen Becherhoffen, der ungetrübten Freude.

Et, wie können wir dereinst unrerer Enten erzählen: Kennt Ihr noch die Preise aus dieser guten alten Zeit? Vater tauchte nach Feierabend für 5 W. eine gute Pilsener. Sonntags legte er 6 oder 7 W. an. Beim Spaziergang am Sonntag auf Sand trant er ein großes Glas Bier für 15 W., während Mutter sich eine Tasse Kaffee für 20 W. und die Kinder ein Glas Milch für 10 W. leisteten. Ganz wurden die mitgebrachten Butterbrote, sogar mit Schinken belegt, versetzt.

Und wie hatte mittags das Fleisch geschmeckt! — Das Hund 70 Pf. Der Anger der Vater trug, war aus gutem Kammergut, er hatte dereinst 54 Mark gekostet. Mutters Schule, Handarbeit zum Nachbar Schuster für 10,50 W. Wie niedrig waren damals die Steuern, die Fahrpreise, die Mieten, die Kosten!

Und dann — doch ich schweige lieber.

Ob sie wiederkehren wird, die gute alte Zeit? — Es liegt an uns — nur an uns! Sie ist wieder da, wenn Treu und Wahrheit, Glauben, Ererbung und Arbeitswill wieder Einfluß erhalten haben beim deutschen Volke, wenn Disziplin, Mütterlichkeit, Ehrlichkeit, Kameradschaft und Verdacht alles Bösen wieder eingeseogen sind in die Gauen uneres deutschen Vaterlandes.

Ob wir es erleben? — Wer mag die Frage mit „Ja“ zu beantworten? —

H. Reimann, Wilhelm von Humboldt, Charakteristik und Lebensbild. (108 S.) Halle a. S. W. V. Metzner, 1918. Preis 4,20 M. — Diese ausgezeichnete geschriebene Studie über den Mann, der die höchsten Reichtümer in seinen Wesen und Leben war, dem, an dem er die in weiteren Ausmaß vollständigste wird, doch für die geistige Bildung uneres Volkes von besonderer Bedeutung ist. Er bezieht in hervorragender Weise historisches und modernes Wesen in sich und kann gerade dadurch der modernen Zeit ein Spiegel und ein Führer sein. Reimann's Schrift bringt ihn uns wirklich sehr nahe.

Verantwortlich für die Schriftleitung: Prof. Dr. W. Sailer.

